

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Rattel als Ehestifter. Militär-Humoreske von Hans vom Wallbaum

[urn:nbn:de:bsz:31-337636](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337636)

Rattel als Chefkister.

Militär-Humoreske von Hans vom Wallbaum.



ben hatte es vom Thurme der Katharinenkirche ein Viertel vor neun Uhr geschlagen, und auf der nahen Hauptwache „lockte“ der Hornist die noch außerhalb der Kaserne befindlichen Soldaten:

Wer noch bei seinem Liebchen ist,
Den rufe ich heraus,
Und hat er es nochmal geküßt,
Dann scheer' er sich nach Haus.

Als der letzte Ton des Locksignals verklungen war, erschienen allmählig im Zwielicht der flatternden, großen Straßenlaternen uniformirte Gestalten, Musketiere und Kanoniere, die ersteren in beschleunigtem Schritte über die Straße eilend, denn sie hatten noch eine weite Strecke zu gehen, die letzteren in gemüthlicher Unterhaltung auf das nahe Holzthor der Artilleriekaserne zuschreitend. An diesem stand Unteroffizier August Pepleps, die linke Hand auf den Säbel geküßt, die rechte unter das Wandelier geschoben. Er beachtete die ihm zu Theil werdenden Ehrenbezeugungen der das Thor passirenden Mannschaften nicht, er starrte nur mit verkniffenem Gesicht das erleuchtete herrschaftliche Haus an, das seinem Standpunkte gerade gegenüber am Ende der wenige hundert Schritte langen Straße lag.

Unteroffizier Pepleps war Wachthabender der Thorwache, was in der alten, nur zwei Batterien beherbergenden Artilleriekaserne, deren Gebäude im Viereck um einen großen Hof lagen, so ziemlich den leichtesten Dienst bildete. Um ein Uhr Mittags zog nämlich ein Unteroffizier oder Obergefreiter als Wachthabender auf, übernahm die Wache, bescheinigte diesen wichtigen Vorgang in einem bis zur Unkenntlichkeit mit Tinte, Fett u. beschierten Wachtbuche und hatte alsdann bis zur Retraite nichts weiter zu thun, als dafür zu sorgen, daß kein Unberufener in die der heiligen Barbara geweihten Räume drang. Daneben her ging die Verpflichtung, dafür zu sorgen, daß der Ofen in der Wachtstube gehörig brannte, eine Verpflichtung, von der zwar in der Wachtinstruktion nichts zu lesen war, die aber trotzdem von den verschiedenen Wachthabenden als die erste und wichtigste angesehen wurde. Denn auf einer Wachtstube muß, darin sind sich sämtliche Soldaten „vom Feldwebel oder Wachtmeister abwärts“ einig, stets eine Hitze herrschen, daß die Fliegen von der Wand fallen. Aber „gemüthlich“ ist es dann noch nicht, dieser Zustand ist erst eingetreten, wenn die Inzassen die nöthige Anzahl von „Havanna Stinkadora Rauchduse“ verpufft haben und ein Qualm im Zimmer herrscht, in den man einen Nagel schlagen könnte.

Kurz vor neun Uhr Abends hatten sich bei den Wachthabenden drei zum Postenstehen kommandirte Kanoniere zu melden, die sich später ohne viele

Förmlichkeiten von zwei zu zwei Stunden ablösten, bis es am nächsten Morgen „in den Stall“ blies.

Heute waren für diesen Dienst die Kanoniere Teichmann, Schmitz und Jackisch kommandirt. Die Genannten waren bereits eingetroffen, und Schmitz, der die „erste Nummer“ hatte, machte sich zum Heraustrreten fertig, indem er bedächtig die alte Hängelampe aus ihrem Gestell nahm, den Brenner abschraubte, das Futter seines Waffenrockes an einer Ecke des Schooßes mit Petroleum tränkte und die Klinge seines Fäschinmessers sorgsam einrieb, damit sie in der feuchten Abendluft nicht rostete.

Währenddessen stand Unteroffizier Pepleps noch immer an dem Thor und blickte zu den hell erleuchteten Fenstern hinüber. Er war tief verstimmt, der arme Pepleps, und das hatte folgenden Grund. Drüben wohnte der Konsul Meyer. Der hatte nur ein Kind, eine erwachsene Tochter, und bei dieser befand sich seit einiger Zeit ein neues Kammerkätzchen in Stellung. Eines Tages hatte Pepleps dieses Kätzchen, die kleine Minna, kennen gelernt, und dieser Augenblick war für sein ferneres Leben von einschneidender Bedeutung geworden. Er hatte sofort Gefallen gefunden an dem kleinen schwarzhaarigen Krauskopf, und der Minna hatte der stramme Unteroffizier mit dem gutmüthigen Gesicht nicht weniger zugesagt. So war bald ein „Verhältniß“ zwischen den Beiden entstanden, und gestern hatte die kleine Minna ihrem August ver-

der Zug
er Stations-
denn?“ —
h mache!“

sprochen, ihm heute Abend „Lebewohl“ zu sagen, denn am nächsten Tage reiste sie mit der Frau Konsul und Fräulein Hedwig, ihrer jungen Herrin, für die Sommerzeit in die Bäder. Aber Minna war nicht gekommen. Zwar wußte Pepleps, daß der Konsul heute Abend „Gesellschaft“ gab, die letzte in dieser Saison, indeß diese Gesellschaft konnte nicht der Grund sein, weshalb Minna ausblieb, denn der Konsul hatte so viele Dienerschaft, „daß einer die Straße damit pflastern könnte“, wie Pepleps zu sagen pflegte. Das Kammerlätzchen hatte nichts zu thun, als ihre junge Herrin zu bedienen, und die machte nicht viele Ansprüche. Was aber war der Grund des Ausbleibens? Pepleps wurde sich darüber nicht klar, und so stand er denn mißmuthig vor dem Thore und laute auf seinem Schnurrbart herum.

Auf dem Thurme der Katharinenkirche hob der Hammer von Neuem aus und schlug neunmal dröhnend an die Glocke. Gleichzeitig setzte auch der Hornist auf der Hauptwache sein Instrument wieder an und blies:

Herbei! Herbei!
Ich ihr' Euch kund,
Die Glocke schlug die neunte Stund'.
Herbei! Herbei! Herbei!

Da plötzlich wurden die melodischen Töne des Signal-Horns durch ein außergewöhnliches Geheul unterbrochen. Eins — zwei — drei — eine ganze Anzahl von Hundstämmlern, jaulte, heulte in allen Tonarten um die Wette, so daß dagegen der Hornist nicht mehr zur Geltung kommen konnte. Man hörte schimpfende Stimmen von der Hauptwache herüberschallen und auch wie mit Steinen nach den Urhebern des ohrenzerreißenden Concerts geworfen wurde. Letzteres nahm dadurch nur noch an Stärke zu, und erst, als der Hornist sein Instrument absetzte, trat eine gewisse Ruhe ein, aber nur für eine ganz kurze Zeit. Denn bald geriethen die bösen Konkurrenten des Hornisten miteinander in Streit und zerbissen sich in ganz mörderlicher Weise.

„Hören Sie's, Herr Unteroffizier,“ sagte Kanonier Schmitz, der mit geschultertem Faschinenmesser aus der Wachtstube kam, um seinen Dienst zu beginnen, schmunzelnd zu Pepleps, welcher nach einem letzten, schmerzhaften Blick auf das Haus des Konsuls Miene machte, das Holzthor zuzuschließen, „da ist wieder 'mal unser Rattel der Anführer. Ich kenn' ihn an der Stimme.“

Unteroffizier Pepleps war nicht in der Laune, Rattels Heldenthaten zu bewundern. Er schlug daher wortlos das Thor zu, daß es krachend in's Schloß flog.

Da wurden draußen heftige Tritte laut. Pepleps klopfte das Herz stärker. Schnell riß er das Thor los und erhielt von einem hereinstürmenden Kanonier einen Stoß vor die Brust, so daß er beinahe hintenüber gefallen wäre. Erschreckt sprang der Kanonier zurück.

„Entschuldigen, Herr Unteroffizier,“ stammelte er, „ich war so im Schwung . . .“

„Schwung!“ brüllte Pepleps, der geglaubt hatte, die kleine Minna käme noch, und nun aus allen Himmeln gestürzt war. „Schwung! Ich will Dir bei Schwung! — Natürlich Musjö Müller. Aber warte, diesmal geht Dir Dein Zuspätkommen nicht so hin. Jetzt schlidderst Du aber in's Rittchen!“

„Herr Unteroffizier,“ entgegnete Kanonier Müller gedrückt, ich wollte doch mit zwei Jahren nach Hause gehen. Wenn ich nu' Rastien kriege, dann gibt das nix. Und dann . . .“

„Is mich ganz egal!“ unterbrach ihn Pepleps wüthend.

„Und dann,“ fuhr Müller fort, „bin ich doch auch durch Ihnen aufgehalten worden, das heißt durch Ihre Minna, die hat mir dies Packetchen mitgegeben . . .“

„Was?“ schrie Unteroffizier Pepleps. „Und da kommst Du jetzt erst mit heraus? Mal her damit!“ Damit griff er auch schon nach dem dargereichten Gegenstand und ließ den Kanonier stehen.

„Ja, aber wie is denn das mit dem Melden?“ fragte nun Müller zögernd.

„Na, mach Dir nur ab!“ entgegnete Pepleps besänftigt. „Einmal soll noch Gnade vor Recht ergehen.“

Damit wollte er das Thor, welches während dieser Unterredung offen gestanden hatte, von Neuem schließen. In diesem Augenblick saust ein nicht sehr großer Hund herein, stuzte, als er beim Scheine der Laterne den Kanonier Müller erkannte und blinzelte ihn eine Weile an, als wenn er überlegte, ob er mit dem nicht noch eine Rechnung auszugleichen habe. Dem mußte wohl so sein, denn plötzlich biß er den Kanonier in die Beine und verschwand im nächsten Augenblick, ein Freuden-geheul ausstößend, auf dem dunklen Hof. Fluchend hinkte Müller davon, während Pepleps sich laut lachend zur Wachtstube begab.

Hier schnürte er schnell das kleine Packetchen auf, warf zunächst einen zärtlichen Blick auf die beiden Hammelsrippchen, die den Hauptinhalt der Sendung ausmachten, und vertiefte sich dann in die Lektüre des beiliegenden Briefes. Dieser mußte wohl Gutes enthalten, denn als Pepleps endlich beim Schlusse ankam, lachte er vergnügt. Dann wickelte er die beiden Hammelsrippchen, da er sie am nächsten Morgen zum Frühstück verspeisen wollte, wieder vorsichtig ein, legte sie vorläufig mit dem Brief auf einen Schemel und stellte diesen unter den Tisch, wo ihn Keiner sah.

Zwischen hatten Reichmann und Zacksch ein Kartenspiel hervorgeholt, für sich und den Unteroffizier je eine zum Theil zerbrochene Untertasse als Geldtöpschen zurechtgesetzt, mitten auf den Tisch eine nicht in besserem Zustande befindliche Overtasse als Pott gestellt, und das Spiel, womit man sich die Wache zu verkürzen pflegte, konnte losgehen. Ehe man aber begann, meinte der Wacht-habende:

„So trocken spiel' ich nicht. Hier sind zwanzig Pfennige, nun mal Jeder zwanzig Pfennige bei-

gesehen, und der Kantine holt uns ein soll gut mei-

Zacksch ge- heit und ver- über glüht Kanoniere, denn, wesh werden? — holte seine losgehen. auf, um zu war Rattel, hereinkam

Die Stun- auf Posten g- Partie beim hinter dem ihm nach d- ihn brachte wurde es ö- öffnete die und kam le- Beine nach schreckend Mal mit d- einer kleine- an der Ha- kletterte gro- von dort a- ging, Reich- geborstene l- Inventarstü- manns Reie- verschwand schnelle unt- machte, ihn- Nach einige- hatte, kam Neuem auf- offizier und

Lieber Le- Wenn er werden mü- das Wort und ruppig

Welcher- keiner Rast- noch mit e- auch seinen ersten Best- Ohren und solches zur getragen hä- Welche Far- denn er such- stets die sch- Vorliebe in- jedes Loch, Kaminröhre

gesetzt, und dann geht Jactisch in die Kantine — der Kantinebär wird wohl noch auf sein — und holt uns ein paar Maas Bier. — Sagt aber, er soll gut messen, es wär' für'n Kranken.“

Jactisch ging; Teichmann benutzte diese Gelegenheit und versorgte den Ofen, der bereits über und über glühte, von Neuem. Dann stecten sich die Kanoniere, als das Bier unter dem Tische stand — denn, weshalb mußte das Unbetheiligten gezeigt werden? — Eine in's Gesicht, der Unteroffizier holte seine Peise herbei, und nun konnte es wirklich losgehen. Vorher aber stand Teichmann nochmals auf, um zu sehen, wer an der Thüre kratzte. Es war Rattel, der mit dem unschuldigsten Gesicht hereinkam und sich hinter den Ofen legte.

Die Stunden vergingen, für Schmitz war Jactisch auf Posten gegangen, und ersterer hatte des letzteren Partie beim Kartenspiel übernommen. Rattel lag hinter dem Ofen und hielt ein Schläschen, was ihm nach den Anstrengungen, die jeder Tag für ihn brachte, wohl zu gönnen war. Allmählig wurde es ihm aber doch wohl zu warm. Denn er öffnete die Augen, sah sich bedenklich den Ofen an und kam langsam hervor. Dann spreizte er die Beine nach vorn und hinten, riß gähmend erschreckend weit das Maul auf, schlug sich einige Mal mit der Zunge um die Nase, leckte sich an einer kleinen Wunde, die er beim letzten Gesecht an der Hauptwache davongetragen hatte, herum, kletterte gravitatisch vom Fußboden auf eine Bank, von dort auf den Tisch, trat, indem er darüber ging, Teichmann mit einem Hinterbein in die geborstene Untertasse, so daß dieses ehrwürdige Inventarstück gänzlich in Scherben ging und Teichmanns Reichthum in die Wachtstube rollte, und verschwand im nächsten Augenblick mit Bligeschnelle unter der Pritsche, als Teichmann Miene machte, ihm eins mit dem Stocheisen zu versetzen. Nach einiger Zeit, als sich das Gewitter verzogen hatte, kam er wieder zum Vorschein, vollgirtete von Neuem auf den Tisch, setzte sich neben den Unteroffizier und sah mit Kennermiene dem Spiele zu.

Lieber Leser, ich möchte ihn Dir gern zeigen.

Wenn er mit einem einzigen Wort beschrieben werden müßte, dann könnte das nur geschehen durch das Wort: ruppig. Ruppig war er von außen, und ruppig war er eigentlich auch von innen.

Welcher Rasse er angehörte? Er gehörte gar keiner Rasse an. Am meisten hatte er Aehnlichkeit noch mit einem Rattenfänger. Ihr verdankte er auch seinen Namen und ferner, daß ihm von seinem ersten Besitzer, wie es bei Pintschern Sitte ist, Ohren und Schwanz gekürzt worden waren. Daß solches zur Vergrößerung seiner Schönheit beigetragen hätte, ließ sich wirklich nicht behaupten. Welche Farbe er hatte? Das ist schwer zu sagen, denn er suchte sich auf den Straßen und den Gassen stets die schmutzigsten Stellen aus, wälzte sich mit Vorliebe im schlimmsten Kehricht herum, kroch in jedes Loch, welches er fand, am liebsten durch eine Kaminröhre oder Aehnliches und hatte in Folge

dessen stets eine Schmutzkruste an sich, die es geradezu unmöglich machte, sein ursprüngliches Aussehen festzustellen.

Aber, wie gesagt, auch sein Inneres war ruppig. Er sah es nämlich als den alleinigen Zweck seines Daseins an, alle anderen Lebewesen nach Möglichkeit zu ärgern. Mit „besseren Hunden“ ließ er sich nur ein, indem er über sie herfiel, wenn er stärker war, im anderen Falle aber sie so lange anklaffte, bis sie in Wuth gebracht hinter ihm her setzten. Dann verschwand er im ersten besten Hauseingang, und wurde er auch dorthin verfolgt, so ging er in der Küche oder auch einem anderen Zimmer — in der Beziehung war er nicht wählerisch, durch die Fensterscheiben, wobei er es mit einer geradezu unheimlichen Geschicklichkeit stets so einzurichten wußte, daß er bei seiner Flucht noch möglichst viel Zerbrechliches erwischte und zu Boden schleuderte. Bekam dann noch obendrein sein hinter ihm herstürmender Gegner die Prügel, dann war er stolz, wie ein König. Indeß am liebsten sammelte er einige gleich schmutzige Köter, wie er einer war, um sich, zog mit ihnen umher, mit Vorliebe über den Markt, und stiftete dort so viel Unheil an, daß die Marktweiber schon anfangen zu zetern, wenn die Gesellschaft nur in der Ferne auftauchte. Er war in der ganzen Stadt bekannt, und wo er sich sehen ließ, empfing ihn die Jugend mit Hallo, was ihn mit großer Befriedigung erfüllte, gleichzeitig aber zu neuen Thaten anspornte, die er möglichst sofort folgen ließ. War nichts Anderes zu machen, so wußte er es immerhin so einzurichten, daß wenigstens ein halbes Duzend Menschen über ihn stolperte. Gab es darauf-Geschrei und sehr wüthende Schimpfreden, geriet er in ein Kreuzfeuer von allen möglichen Gegenständen, dann konnte er sich mit Ehren zurückziehen. Er that es denn auch stets in beschleunigter Gangart und machte erst Halt an einer entfernten Straßenecke, wo er sich hinsetzte und mit philosophischer Ruhe wartete, bis ein kleiner Hosenmak erschien, dem er das Butterbrot abnehmen konnte.

Wem er gehörte? Auch diese Frage ist schwer zu beantworten. Gleich dem Mädchen aus der Fremde war er eines Tages bei dem Milchmann erschienen, der für die Mannschafsmenage der beiden Batterien die Milch lieferte. Er ähnelte dem Mädchen aus der Fremde aber nicht in Bezug auf das Gehen, er nahm nicht wieder Abschied, kam vielmehr, als der Milchmann den lästig gewordenen Hausgenossen eines Tages vorn zur Thür herausjagte, kaltblütig hinten wieder herein. Durch den Milchmann hatte man ihn in der Kaserne kennen gelernt, und als daher sein damaliger Herr sich mit dem Gedanken trug, den lästigen Gesellen zu ersäufen, da legte sich der Futtermeister der 1. Batterie, der von dem bösen Geschick, das Rattel ereilen sollte, gehört hatte, in's Mittel und setzte es bei seinem Hauptmann durch, daß Rattel in der Kaserne bleiben durfte, um die Mäuse und Ratten, die sich besonders auf dem Fourageboden

sehr bemerkbar machten, fortzufangen. Der Batterie-
fittler mußte ein schönes Halsband anfertigen, der
Waffenschmied befestigte darauf ein blankes Schild
von Messing, auf dem der Name des Besitzers
prangte, und diesem wurde in einem feierlichen
Augenblick der neue Schmuck von dem Futter-
meister in Assistenz sämtlicher Offiziere angelegt.

Darüber hatte man nun noch hinwegsehen können,
daß Rattel die Feierlichkeit dadurch in etwas be-
einträchtigte, daß er während derselben von drei
Mann gehalten werden mußte und zudem einen
der drei in die Finger biß. Aber daß er sich nicht
scheute, den hehren Tag dadurch zu entweihen, daß
er in der darauf folgenden Nacht, weil ihm das
Lager noch nicht weich genug war, welches ihm
der besorgte Futtermeister in seiner Stube bereitet
hatte, dessen beste Hofe vom Stuhle zerrte, sich auf
ihr in seiner ganzen Dreifigkeit breit machte und
die Unausprechlichen in einer Weise zurichtete,
daß es nicht möglich war, sie noch fernherhin zu
tragen, das war nicht schön. Die Folgen dieser
schändlichen That blieben denn auch nicht aus. Der
Futtermeister sagte sich förmlich von Rattel los,
und keiner der anderen Unteroffiziere wollte das
„Mistvieh“, wie sich der Futtermeister ausdrückte,
zu sich nehmen.

Das war eine kritische Lage für Rattel. Indes
er hatte Glück.

So lange die Batterien in der alten Kaserne
lagen, hatte stets einer der Leutnants die einzige
in der Kaserne vorhandene Offizierswohnung be-
wohnen müssen. Damals hatte sie nun ein Leute-
nant inne, der ein großer Hundennarr war. Dieser
übernahm den allseitig Ausgestoßenen.

Rattel lebte sich unter der Anleitung seines
Lehrmeisters bald ein, fing mit Leidenschaft Ratten
und Mäuse und, was eine Hauptsache mit war,
er benahm sich — ob aus Schlaubeit oder weil
noch ein Rest besserer Gefühle in ihm lebte, mag
dahingestellt bleiben — in der Wohnung des Leu-
nants ziemlich manierlich.

Als der Leutnant nach einem Jahre plötzlich
starb, übernahm sein Nachfolger den Hund, und
so hatte man sich daran gewöhnt, in ihm ein In-
ventarstück der Offizierswohnung zu sehen, da er
immer von dem jeweiligen Bewohner dem Nach-
folger übergeben wurde.

Aber wem gehörte er? Der Leutnant mußte
ihn an seinen Nachfolger abgeben, in den Listen
der Batterie stand er nicht, der Zahlmeister kannte ihn
offiziell nicht, der Futtermeister ließ sich das Fangen
der Ratten und Mäuse gern gefallen, lehnte aber
im Uebrigen jede Gemeinschaft mit dem Köter ab.

Die Beantwortung dieser Frage kimmerte indes
den Herrenlosen wenig, er freute sich seines Da-
seins und ärgerte die Leute. Jetzt saß er in
Seelenruhe neben dem Unteroffizier und betrachtete
den Verlauf des Spieles.

„Wer reizt?“ fragte Schmitz.

„Immer der fragt,“ entgegnete Peples; „ich
bin vorn.“

„Turnée?“

„Allemal!“

„Passe.“

„Und Du, Reichmann?“

„Herr Unteroffizier,“ seufzte der Angeredete,
„seit mir der Rattel in's Geldtöpschen getreten
hat, krieg' ich en Schundblatt. Ich passe.“

„Ja,“ sagte Peples lachend, „wenn der Teibel
auf Stelzen geht, gib't's Scherben. — Na, da
wollen wir mal unfer Glück versuchen. Welchen
soll ich nehmen, Rattel?“ wandte er sich an diesen.
Rattel kannte diese Frage, er war darauf dressirt.
Bedächtig blickte er eine Weile den Stat an, leckte
dann mit der Zunge eine Karte auf und warf sie
geschickt herum. Es war der oberste Wenzel.

„Grand!“ rief Peples entzückt. „Kinder, das
gibt Euch eine theuere Geschichte. Ich sage Euch“ —
ein Blick in die Karten — „Schneider und“ —
noch ein Blick in die Karten — „Schwarz an.“
Unteroffizier Peples gewann seinen Grand.

„Ja,“ meinte er schmunzelnd, „so spielt man in
Venedig und in anderen Wädern, nicht wahr,
Rattel?“

Damit zog er den vierbeinigen „Riebig“ mit
einem Arme an sich heran. Rattel dachte wohl,
eine Zärtlichkeit ist der anderen werth, und leckte
zur Entgegnung den Unteroffizier von unten bis
oben durchs Gesicht.

„Pfui Teibel!“ gröhlte Peples, und ehe Rattel
sich dessen versah, war er von dem Unteroffizier
mit Gepolter unter den Tisch geworfen worden.

Das war doch unerhört. Rattel wollte denn
auch Peples die Duntung für die undankbare
Behandlung sofort ausstellen, indem er ihn in die
Beine zwickte, da traf sein Blick das immer noch
auf dem Schemel liegende Päckchen.

Ei, das roch delikats. Rattel vergaß seine Rache-
gedanken, nahm vorsichtig das Päckchen in den
Mund und schlich sich damit zwischen den Beinen
der Spielenden durch hinter dem Ofen vorbei unter
die Britsche.

Die Ereignisse einiger Stunden früher.

Leutnant von Liesenborn, der zur Zeit die
Offizierswohnung in der Kaserne inne hatte, steht
im Gesellschaftsanzuge — Waffenrock 1. Garnitur —
vor dem kleinen Spiegel, der zu dem Dienstmobiliar
der einsachen Stube gehört, und bemüht sich, durch
stetes Drehen und Wenden zu ermitteln, ob sein
Neußeres tadellos ist.

„Ach,“ meint er endlich resignirt, „es wird wohl
gut sein. Schließlich kommt es doch mehr auf den
Kerl an, der in dem Rocke steckt, als auf das Zeug.“

Leutnant von Liesenborn gehörte noch nicht sehr
lange zum Regiment. Sein Vater war ein flotter
Reiteroffizier gewesen. Als er gestorben war, hatte
er seiner Wittve gerade so viel Vermögen hinter-
lassen, daß diese ihn mit Ehren unter die Erde
brachte und die noch auftauchenden Forderungen
beglich. Dann war die einfache Frau, die eigent-
lich wenig zu dem „tollen Liesenborn“ gepaßt hatte,

auf ihre P
schuß für d
diesem nich
billigeres L

Anfangs
nant eine K
sich mit
gewöhnnt un
Mensch wi
schied gege
bestand dar
um sich für
somit wied
die alten K
zu gelang

Seine Ka
raden man
ihn daher
einen „Ti
spion“, lo
ihn aber im
rigen als
guten G
schafter, ein
müthvolles
und auch

Vorgefetzt
schätzten ih
der zeitige
theilungsst
mandeur,
Major F
von Sabulu
sonst ein
müthiger
war, hatte
einiger Zeit
„Pit“ auf
und wer
Schuld da
Natürlich
tel!

Rattel
in der letzten
mit dem
Nappen
Majors F
schaft geschl
Seitdem lie
beim Exerz
begleiten.
und einen
auch Rattel
einigen ver
diesen wie
her, jedes
stimmenden
diesem Sta
an der Sch
war schließ
heute vor

auf ihre Pension angewiesen. Da konnte der Zuschuß für den Sohn nur gering sein, und so blieb diesem nichts übrig, als sich von der Garde in ein billigeres Linienregiment versetzen zu lassen.

Anfangs war das für den lebenslustigen Leutnant eine bittere Pille gewesen. Indes, er hatte sich mit der Zeit an die veränderten Verhältnisse gewöhnt und war nun bereits derselbe leichtfertige Mensch wieder, wie früher. Der einzige Unterschied gegen das Leben in der flotten Gardezeit bestand darin, daß der Leutnant anfang zu „ochsen“, um sich für die Kriegsakademie vorzubereiten und somit wieder in die alten Kreise zu gelangen.

Seine Kameraden nannten ihn daher wohl einen „Tintenspion“, lobten ihn aber im Uebri- gen als einen guten Gesellschafter, eine „gemüthvolle Haut“, und auch seine Vorgesetzten schätzten ihn. Nur der zeitige Abtheilungskommandeur, der Major Freiherr von Sabulus, der sonst ein gutmüthiger Herr war, hatte seit einiger Zeit einen „Pit“ auf ihn, und wer war Schuld daran? Natürlich Rattel!

Rattel hatte in der letzten Zeit mit dem alten Rappen des Majors Freundschaft geschlossen.

Seitdem ließ er es sich nicht nehmen, wenn der Major beim Exercieren den Rappen ritt, den letzteren zu begleiten. Da aber der Major seinen Adjutanten und einen Signaltrompeter bei sich hatte, brachte auch Rattel stets eine kleine Suite, bestehend aus einigen verwahrlosten Röttern, mit und jagte mit diesen wie besessen hinter der kleinen Kavalkade her, jedes Signal des Trompeters mit einem zustimmenden Gekläff beantwortend. Alle Versuche, diesem Standal ein Ende zu machen, waren bisher an der Schlaueit Rattels gescheitert. Der Major war schließlich fuchsteufelswild geworden und hatte heute vor dem Einrücken den Hauptmann der

1. Batterie persönlich dafür verantwortlich gemacht, daß das „Schindluder“ von der Haide fern bleibe, und dem Leutnant von Liesenborn mit wüthender Geberde angedroht, er werde ihm ohne Gnade und Barmherzigkeit vierzehn Tage Stubenarrest dik- tieren, wenn der Hund nicht während des Bespannt- exercierens sicher eingeschlossen gehalten werde. Was nach der Bestrafung aus dem Kommando zur Kriegsakademie werde, könne er, der Leutnant, sich wohl denken.

In Folge dieser Drohungen hatte der Hauptmann mit dem Leutnant eine ernste Rücksprache gehalten.

Deren Ergebnis war der ein für allemal gegebene Befehl, daß der Thormacht-

habende für die Zeit, während welcher die Abtheilung auf der Haide weilte, den Hund im Zimmer zu verwahren habe. Hieran dachte der Leutnant aber, als er vor dem Spiegel stand, nicht. Ihm schwebte ein anderes, schöneres Bild vor Augen. Das war Fräulein Hedwig, die Tochter des Konsuls. Vor einem halben Jahre war Fräulein Hedwig aus der Pension zurückgelehrt. Einige Wochen später hatte der Leutnant sie zum ersten Mal gesehen, und „da wars um ihn geschehen.“



Da der Major seinen Adjutanten und einen Stabstrompeter bei sich hatte, brachte auch Rattel eine kleine Suite mit.

Ob ein Gleiches von Fräulein Hedwig zu sagen war, darüber konnte der Leutnant so recht keine Klarheit gewinnen. Zuweilen glaubte er diese Frage mit Bestimmtheit bejahen zu können. Dann aber kamen wieder Stunden des Zweifels. In dem Hause des Konsuls verkehrte nämlich ein Einjähriger der Batterie, der Sohn eines reichen Rheders, Namens Polander. Der alte Polander war ein Jugendfreund des Konsuls, und beide standen bis auf die Gegenwart in inniger Geschäftsverbindung. In der Stadt hielt man es daher für selbstverständlich, daß der junge Polander demnächst die vielbegehrte Erbin zum Altar führen werde.

Leutnant von Liesenborn hielt das zwar durchaus nicht für selbstverständlich. Er hätte aber blind sein müssen, wenn er nicht bemerkt hätte, daß die Beiden äußerst ungezwungen, ja geradezu intim mit einander verkehrten. Derartige Beobachtungen konnten den verliebten Freier um alle Ruhe bringen, und in einem solchen Augenblick der Erregung hatte er sich einmal hinreißen lassen, Fräulein Hedwig gegenüber einige scharfe Bemerkungen über „die Natur des Weibes“ und „das Bestreben mancher Kreise, einen Geldhaufen dem anderen zuzufügen“ fallen zu lassen. Hedwig mußte ihn wohl verstanden haben, denn sie war dunkelroth geworden und war mit ihrer Busenfreundin, der kleinen Anna von Sabulus, die stets bei ihr war, ohne ein Wort zu sagen von dannen gegangen.

Das hatte den Eifersüchtigen erst recht unglücklich gemacht und er hätte Gott weiß was darum gegeben, wenn der Vorfall ungeschehen zu machen gewesen wäre. Gleichzeitig war er aber um so wüthender auf die kleine Sabulus geworden. Wer da so scharfen Auges, wie er, den Verkehr der beiden Mädchen beobachtete, wer da sah, daß das Majoratstöchlein bald mit dem unaussprechlichen Polander, bald mit Hedwig, bald mit Beiden in einer Ecke stand und tuschelte, dem konnte es nicht zweifelhaft sein, daß dieses anscheinend so harmlose Wesen im Grunde genommen nichts weiter war, als eine jämmerliche Kupplerin.

Im Laufe der Zeit hatte Herr von Liesenborn anscheinend wieder etwas „Oberwasser“ bekommen. Fräulein Hedwig behandelte ihn nicht mehr so abweisend, wie anfänglich nach dem bösen Vorfall, es traf ihn zuweilen wieder ein wärmerer Blick aus den blauen Augen, die ihn sogar schon mal in einer einsamen Stunde veranlaßt hatten, ein sentimentales Gedicht zu verbrechen, und beim Abschied nach dem letzten Zusammensein glaubte der Leutnant sogar verspürt zu haben, daß sein zärtlicher Händedruck schwach erwidert wurde. Diese vermeintliche Thatsache hatte ihn zu einem kühnen Entschlusse begeistert: er wollte sich heute Abend erklären. Damit er aber bei diesem feierlichen Akte, der ihn schon jetzt, wo er nur an ihn dachte, in die größte Aufregung versetzte, eine möglichst vortheilhafte Figur ausmachte, hatte er mit besonderer Sorgfalt Toilette gemacht.

Als der Leutnant fortgegangen war, begab sich dessen Bursche, der Kanonier Dörlamm, auf die Suche nach Rattel, um ihn auf der Thorwache abzuliefern. Aber es war eine alte Geschichte, wenn man den Kläffer zu irgend einem Zweck haben wollte, dann war er nirgends zu finden. Dörlamm suchte in allen Ecken und stellte seine Nachforschungen auf den Zimmern erst ein, als ihm von den gestörten Kameraden verschiedene Wasserkrüge und Kalkfaktoreien an den Kopf geworfen worden waren. Zuletzt begab er sich auf die Wachtstube. Dort wurde ihm die Mittheilung, daß Rattel „vorhin“ noch dagewesen, jetzt aber spurlos verschwunden sei. Dörlamm gewann hierdurch die

Ueberzeugung, daß der Vermißte wenigstens innerhalb der Kaserne weile. Deshalb legte sich seine Aufregung etwas und er begab sich in die Wohnung seines Herrn zurück.

Der Leutnant war von dem Konsul außerordentlich liebenswürdig begrüßt worden und hatte daher auch seinerseits mit liebenswürdigen Redewendungen nicht geklagt und wollte sich dann in das Gewühl der Gäste stürzen, um den Gegenstand seiner Wünsche zu erspähen. Da kam die Gemahlin des Konsuls mit einem großen, derb gebauten Herrn mit einer mächtigen Glatze und einem gutmüthigen glattrasirten Gesicht herbei.

„Ah, da bist Du ja,“ rief der Konsul erfreut. „Da will ich Dich auch gleich mit einem Vorgesetzten Deines Heinrich bekannt machen. — Herr Leutnant von Liesenborn — Herr Polander, der Vater Ihres Einjährigen.“

Der Leutnant, welcher der Gemahlin des Konsuls ehreverbietig die Hand geküßt hatte, fuhr mit einem Ruck empor und blickte sein Gegenüber nichts weniger als freundlich an.

Der Grobknochige merkte das nicht, er lachte den Leutnant vielmehr vergnügt an und sagte: „Freut mich, freut mich riesig, Sie kennen zu lernen.“

„Denke Dir,“ wandte sich die Gemahlin des Konsuls an diesen, „Polander wäre beinahe nicht zurückgekommen. Sein Freund Nielsen hat ihn nicht wollen gehen lassen.“

„Ja,“ lachte Herr Polander breit, „wat der Nielsen is, Du kennst ihn ja“ — dieses zu dem Konsul — „wenn der mal anfängt, zu erzählen, dann reißt's nich mehr ab. Aber ich hab' mich frei gemacht, denn“ — dieses zu dem Leutnant — „ich wollt' dat jung Volk doch mal zusammensehen, und denn, wat mein Schwiegerdochter werden will.“

Bei dem Worte „Schwiegerdochter“ sank der Leutnant zusammen, wie ein zu früh aus der Röhre genommener Auslauf, was die Konsulin zu der ängstlichen Frage veranlaßte, ob ihm, nämlich dem Leutnant, etwas fehle. Dieser hatte sich aber bereits wieder gefaßt, murmelte etwas von „schwüler Luft“ und verschwand unter einem Vorwande. Er schlich sich an der „Drachenhöhle“, wo die Ballmütter und die alten Jungfern haufen, vorbei, tauschte schnell einige nicht zu vermeidende Grüße aus und suchte sich dann einen einsamen Platz auf, wo er seinen Gedanken nachhängen konnte.

Was nun? — Sollte er das Spiel für verloren geben? — Nimmermehr! Von einem flotten Leutnant nicht zu verlangen, daß er die Flinte so schnell in's Korn warf. — Aber wenn er abließ? — Ach was! — Indes ein Korb war doch nicht unmöglich.

Der Leutnant biß unruhig auf seinem langen Schnurrbart herum.

„Warum denn so einsam, Herr von Liesenborn?“ erklang plötzlich eine ihm nur zu gut bekannte Stimme.

„Ach, gnädigstes Fräulein, ich — mir war etwas schwül.“

Der Lieb-
mochte in f
Antwort zu
Diese Be-
denn Fräu-
Nacken hi-
Das gab
wieder, un-
sah sie dem
und nun k-
verschaffen,
oder nicht.
etwas Sch-
liegenden
geffen. Er
den Kopf,
fallen. In-
lein Hedwig
machte ber-
kritischen
mit der F-
„Kennen
„Ach, ja
Daß ihr d-
ste wohl n-
„Er gel-
etwas zu f-
Frage wie
keinen Lau-
„Ja,“
selbst ohr-
dieser feie-
Das war
den Major-
„Ein p-
wieder.
„Aber f-
Anfall vo-
Major!
lieben, klei-
hat; und
„Was
„So ist
„Aber ich
mit Ihne-
Hedwig
Faden w-
Einleitung
Je näher
wurde das
Der Leutn-
und dieses
er zu beim
Erfolg nie-
„Endlich
Beiden un-
„Ich he-
Liesenborn
der Störer
Einiges be-
Der Lei-

Der Ueberraschte verlor die Fassung und vermochte in seiner Verwirrung nicht, eine vernünftige Antwort zu geben.

Diese Verwirrung mußte wohl ansteckend wirken, denn Fräulein Hedwig wurde roth bis in den Nacken hinein und machte Anstalt, sich zu entfernen.

Das gab ihm aber schnell seine Selbstbeherrschung wieder, und ehe Hedwig wußte, wie ihr geschah, saß sie dem plötzlich muthig Gewordenen gegenüber, und nun konnte sich dieser bald Gewißheit darüber verschaffen, ob seine Werbung angenommen wurde oder nicht. Jetzt aber zeigte sich bei dem Leutnant etwas Schreckliches: er hatte die für den vorliegenden Zweck einstudirte Rede vollständig vergessen. Er zerbrach sich in aller Geschwindigkeit den Kopf, aber der Anfang wollte ihm nicht einfallen. Indeß sagen mußte er etwas, denn Fräulein Hedwig, der das Schweigen unheimlich wurde, machte bereits Miene, sich zu erheben. In diesem kritischen Augenblick platzte Herr von Liesenborn mit der Frage heraus:

„Kennen gnädiges Fräulein unseren Rattel?“

„Ach, ja,“ entgegnete Fräulein Hedwig verlegen. Daß ihr die Frage vorgelegt werden würde, hatte sie wohl nicht erwarten können.

„Er gehört Ihnen?“ fuhr sie fort, um noch etwas zu sagen, da der Leutnant, nachdem er die Frage wie eine Bombe herausgeschleudert hatte, keinen Laut mehr von sich gab.

„Ja,“ knurrte der Angeredete. Er hätte sich selbst ohrfeigen mögen. Wie kam er denn nur in dieser feierlichen Minute auf das Unglücksvieh? Das war nur möglich, weil er im Nebenzimmer den Major hatte auftauchen sehen.

„Ein possirliches Thierchen,“ begann Hedwig wieder. „Sie haben es gewiß recht lieb?“

„Aber sehr,“ schnarrte der Leutnant in einem Anfall von Galgenhumor. „Und erst der Herr Major! Der ist ganz unglücklich, wenn er den lieben, kleinen Kerl auf der Haide nicht hinter sich hat; und mir geht es gerade so.“

„Was Sie sagen!“ machte Hedwig erstaunt.

„So ist es,“ entgegnete der Leutnant lachend. „Aber ich wollte eigentlich nicht von dem Hunde mit Ihnen sprechen. — Sehen Sie, Fräulein Hedwig . . .“ und Herr von Liesenborn, der den Faden wieder gefunden hatte, begann mit der Einleitung zu der Einleitung seines Antrages. Je näher er seinem Ziele kam, um so liebevoller wurde das junge Mädchen in seiner Verlegenheit. Der Leutnant beobachtete das zu seinem Entzücken, und dieses Entzücken wuchs in's Unendliche, als er zu bemerken glaubte, daß seinem Werben der Erfolg nicht versagt bleiben werde.

„Endlich,“ ertönte da eine Stimme vor den Beiden und ließ sie jählings auffahren.

„Ich habe Sie gesucht wie 'ne Stecknadel, lieber Liesenborn,“ fuhr Major Sabulus fort, denn der war der Störer des Gesprächs. „Ich wollte mit Ihnen noch Einiges besprechen wegen des morgigen Vortrages.“

Der Leutnant war verrückt genug, die Disziplin

soweit zu vergessen, daß er — aber nur innerlich — den kleinen Major zu allen Teufeln wünschte. Außerlich zeigte er sich ganz korrekt, suchte das Gesicht in dienstliche Falten zu legen und hörte anscheinend ganz aufmerksam den Ausführungen seines Vorgesetzten zu. Nachdem dieser sein eigenes Wissen durch seinen gelehrten Untergebenen genügend hatte aufpolstern lassen, verschwand das gewinnende Lächeln von seinem Gesichte und er erinnerte den Leutnant nochmals daran, daß er morgen und überhaupt für die Folgezeit unter keinen Umständen mehr durch den miserablen Rötter belästigt zu werden wünsche. Der Leutnant beruhigte den Major über diesen Punkt und beeilte sich dann, dem Grobknöchigen Platz zu machen, der gerade jetzt wie ein Vollschiß auf den Major lossegelte und ihm in kordialer Weise beide Hände schüttelte.

„Nein, wie mich dat gefrent hat, den Chef von mein Jung kennen zu lernen!“ rief er laut. „Wissen Se, ich hätte beinah' nich kommen können; wat mein Freund is, der Nielsen, der wollte mich nämlich nich loslassen. Wenn der anfängt zu erzählen, da gibt's kein Ende. Aber ich hab' mich frei gemacht, denn ich wollt' dat jung Volk doch mal zusammen sehen, und dann vor allen Dingen, wat nu mein Schwiegerdochter werden will. Ich muß sagen, dat Mädchen gefällt mich sehr. Und wat nu mein Jung is, der wollt' partut bei die Kanonen. Na, ich versteh' nich viel davon. Hab zwar auch welche für meine Schiffe auf die große Fahrt, wissen Se, Herr Major, nach Ostasien. Denn dat chinesische Gefindel, ich sag' Ihnen, Herr Major, wenn da meine Schiffe keine Kanonen hätten, dann kämen die Gallunken zu nah' heran. Und dann mit die Stinkbomben geworfen. Haben Se schon mal 'ne Stinkbombe gesehen?“

Der Herr Major hatte nicht das Vergnügen.

„Na,“ fuhr Herr Polander fort und drehte zu seiner Unterhaltung an den Knöpfen des Waffenrockes seines Zuhörers herum, „da können Se sich gratuliren, da haben Se auch noch keine gerochen. Dat is nämlich dat Schlimmste dabei. Ich kenne ihnen aber. Als ich noch jung war, da bin ich nämlich lange Zeit in China gewesen. Sehen Se, da wurden wir mal überfallen mit die Stinkbomben . . .“ Und jetzt erzählte Herr Polander die Geschichte, die jeder seiner Bekannten schon auswendig wußte; und so blieb er beim Erzählen, bis man sich zum Souper niedersetzte.

Während der Major den Speisen zusprach, gingen ihm verschiedene Gedanken durch den Kopf. Der erste war, daß seine Frau morgen sämtliche Knöpfe seines Waffenrockes nachnähen lassen müsse, der zweite, wenn Nielsen, wat mein Freund is, ein längeres „Garnspinnen“ käme, dann dreimal Wehe dem Armen, der dem Dauererzähler in die Hände fiel; der dritte, dieser alte Polander sei eigentlich, wenn man sich zunächst einmal mit seiner Lust am Reden abgefunden habe, gar kein übler Gesellschaftler; der vierte, Herrgott, hat der Mensch Geld.

Dieser Gedanke beschäftigte den Major am meisten, und nicht ohne Grund. Herr von Sabulus besaß nämlich kein Vermögen, er mußte sich mit seinem Gehalt durchschlagen, und das ging nur schlecht. Denn da die Tochter doch unter die Haube sollte, mußte ein Haus gemacht werden, was viel Geld kostete. Zwar hatte die Frau Majorin, ein großes Finanzgenie, das schwierige Exempel bis jetzt noch immer gelöst. Was aber, wenn der „blaue Brief“ kam? Mit der Möglichkeit mußte der Major nämlich stark rechnen, denn der neue Herr Oberst war Herrn von Sabulus nicht „grün“. Zwar hatte das Töchterchen bereits einmal einen Antrag bekommen, ein junger Professor vom Gymnasium hatte um seine Hand geworben. Die Frau Majorin war mit dem Antrage sehr einverstanden, der Major selbst aber hatte mit allen Zeichen der Entrüstung abgelehnt. Eine Mesalliance?! Die Sabulusse hatten noch nie eine Mesalliance zugegeben und der Herr Major war ein echter Sabulus. Freilich, als später der neue Oberst kam und der Major merkte, daß seine Stellung wackelig zu werden begann, hatte er die Angelegenheit etwas nüchterner betrachtet. In-
deß war sein Ahnenstolz doch noch immer so groß, daß schon etwas Besonderes eintreten mußte, um ihn darüber hinwegsehen zu lassen.

Leutnant von Liesenborn war aus Rand und Band. So große Mühe er sich auch gab, es wollte ihm nicht gelingen, eine Gelegenheit zur Beendigung des unterbrochenen Gespräches mit Fräulein Hedwig zu finden. Es war, als wenn sich Alles gegen ihn verschworen hätte, vor Allem aber die beiden Polanders. Wo er hinkam, stolperte er über einen von den Beiden. Es erfaßte ihn eine grenzenlose Wuth gegen die beiden „Krämer“, denn es konnte ja keinem Zweifel unterliegen, daß das arme Mädchen an den Jungen verkuppelt werden sollte. Zwar hätte der Leutnant früher eine derartige Handlungsweise bei dem Konsul nicht für möglich gehalten; aber „Geld zieht Geld an“. In-
deß mochte es kommen, wie es wollte, was ihm heute nicht gelang, daran sollte ihn morgen Niemand hindern können. Morgen machte er seinen Antrag. Er wollte doch einmal sehen, ob der Vater ihn abwies, wenn die Tochter ihn annahm.

Mit diesem Entschluß verabschiedete er sich als einer der Letzten. — In seiner Wohnung ange-

kommen, legte er sich in einen alten Sessel und sinnirte. Plötzlich hörte er hinter sich ein Knacken und Rascheln.

„Rattel!“ schnarrte der Leutnant, aus Erfahrung, daß da der Köter wieder 'mal etwas zerstörte, „komm her!“

Rattel, der gehört hatte, wie sein Herr das Thor passirte, daraufhin unter der Britsche hervorgekrochen und dem Leutnant gefolgt war, wußte, daß mit diesem nicht zu spassen war, wenn er in dem Ton mit ihm sprach. Er kroch daher in demüthiger Haltung langsam herbei und legte mit einem scheuen Blick einen Knochen und ein Stück fettigen Papiers nieder.

Mechanisch nahm der Leutnant das Papier auf, das sich als Minnas Brief an Pepleps entpuppte. Der Brief lautete wie folgt:



„Rattel! — — komm her!“

Lieber August! Ich ergreife die Feder und stecke sie mit Betrübniß in das Tintenfaß, denn, lieber August, ich muß Dir sagen, daß ich heute Abend nicht kommen kann, lieber August. Lieber August, ich weiß auch nicht, was das ist, unser Fräulein war sonst immer so gut zu mich und auch so lustig, aber, lieber August, ich weiß nicht, was das ist, in der letzten Zeit ist sie immer so traurig. Der Einzige, mit dem sie noch spaßt, das ist Euer Einjähriger Polander, aber wenn Euer Leutnant kommt, dann läuft sie weg. Lieber August, ich bitte Dir, fortzulassen vor'n Leutnant! Lieber August, heute Abend kann ich nicht kommen, denn unser Fräulein ist so unruhig und ruft mich alle Augenblicke. Aber anziehen läßt sie sich doch nicht, und so sage ich denn und thu' Dir mit Betrübniß mittheilen, daß ich nicht kommen kann.

Mein Tintenfaß is leer,
Ich hab' auch keine Feder mehr,
Drum geb' ich Dir noch einen Kuß,
Weil ich jetzt schliefen muß.

Treu bis in den Tod! Die beiden Hammelsrippchen laß Dich gut schmecken. Es grüßt Dir, lieber August, und läßt Dir, lieber August, Deine Minna.

Nachschrift. Lieber August, ich war doch so traurig, daß ich Dich vor unserer Abreise nicht mehr sehen sollte, und da hab' ich soeben unserem Fräulein gestanden, daß ich mit Dir gehe und Du mir auch heirathen willst. Ach, da war unser Fräulein so lieb zu mir und hat gesagt, sie wollte mal sehen, ob es sich nicht machen ließe, daß Du morgen Mittag mal zu mir kämst. Und wenn ich heirathete, dann wolleste sie auch an mich denken. Und wenn Du morgen kämst, dann sollte ich Dir eine Flasche Wein vorsehen.

Deine Minna.

Nachschrift. Heute ist der alte Polander gekommen. Er hat schon eine kahle Platte und unserem Fräulein

ein Bouquet hat sich an-
genommen
worauf da-
zeit. Ach,
Hochzeit!

Als d-
Wort für d-
das fettige
erregt zusa-
Weg spare
Maße von
seinen Bem-
seines grö-
Bouquet a-
— Herr v-
und ließ si-
arme Leut-

Am näch-
der Haide.
wirkte auf
noch etwas
Vertheilung
sänftigend.
Hund gefor-
Vormittag
„Vater Ha-
blieb es b-
von ihnen
verwunder-

Als der
die Batterie
adjutant an-
daß der H-
beizuwohne-
abgeprobt
sich an ihr-

Leutnant
wahren Ka-
Wechselfall
verstand, d-
zichten zu
dem Gleich-

lieren sollte
Er hätte d-
hatte gut
Er konnte
wandte da-
Oberst lang

— Rattel
loftesten R-
blick würd-
„Heiliger
trifft der
Jetzt stu-
einen Kno-
blick entfa-
Leckerbissen
Der Ob-
beachtet un-

ein Bouquett Theerosen mitgebracht. Unser Fräulein hat sich auch bedankt, und der Alte es in den Arm genommen und geküßt und meine Tochter genannt, worauf das Fräulein gelacht hat. Jetzt gib's Hochzeit. Ach, lieber August, wenn wir doch auch schon Hochzeit feiern könnten.
Deine Minna.

Als der Leutnant den Schlußabsatz zweimal Wort für Wort langsam gelesen hatte, knitterte er das fettige Stück Papier, auf dem der Brief stand, erregt zusammen. Jetzt konnte er sich morgen den Weg sparen. Ihn schauderte vor einem solchen Maße von Schlechtigkeit. Ihm kam Hedwig in seinen Bewerbungen entgegen, und von dem Vater seines größten Nebenbuhlers nahm sie ein Bouquett an, trug sogar eine Rose daraus im Haar — Herr von Liesenborn hatte es selbst gesehen — und ließ sich küssen und „Dochter“ nennen. Der arme Leutnant war ganz aus dem Leim.

Am nächsten Morgen übte die Abtheilung auf der Haide. Rattel war nicht zu sehen, und das wirkte auf den Major, dessen Stimmung immer noch etwas durch die Gedanken an die ungleiche Vertheilung der irdischen Güter getrübt war, besänftigend. Wäre dazu noch der Aerger mit dem Hund gekommen, dann hätte die Abtheilung einen Vormittag erlebt, der manche Wanderung zum „Vater Ray“ im Gefolge gehabt hätte. So aber blieb es bei einigen Donnerwettern, die von den von ihnen Betroffenen als leichte kalte Schläge bald verwunden wurden.

Als der Major sich schon mit der Absicht trug, die Batterien zu entlassen, tauchte der Regimentsadjutant auf und theilte Herrn von Sabulus mit, daß der Herr Oberst dem Exerzieren am Geschütz beizuwohnen beabsichtigt. Sofort wurde wieder abgeprobt und die Bedienungsmannschaften begaben sich an ihre Plätze.

Leutnant von Liesenborn befand sich in einer wahren Katzenjammer-Stimmung. So leicht er die Wechselfälle des Lebens in der Regel zu ertragen verstand, der Gedanke, auf den Besitz Hedwigs verzichten zu müssen, brachte ihn doch bedenklich aus dem Gleichgewicht. Jetzt, wo er das Mädchen verlieren sollte, fühlte er erst, wie lieb es ihm war. Er hätte den grinenden Einjährigen — der Kerl hatte gut grinsen — zu Boden schlagen mögen. Er konnte den Menschen nicht mehr sehen und wandte daher seine Blicke seitwärts. Da kam der Oberst langsam herangeritten und hinter ihm trabten — Rattel und ein halbes Duzend der verwahrlochtesten Köter, die jemals von Menschenaugen erblickt wurden.

„Heißiger Bimbam,“ stöhnte der Leutnant, „mich trifft der Schlag.“

Jetzt stuchte die Gesellschaft, einer aus ihr hatte einen Knochen entdeckt, und im nächsten Augenblick entstand ein wüthender Kampf um diesen Leckerbissen.

Der Oberst hatte das Gekläff hinter sich nicht beachtet und ritt ruhig auf die Batterien zu. Von

dort her kam ihm im kurzen Galopp der Major behufs Meldung entgegen. Der war freideweiß geworden, als er die „Rasselbande“ sah. Es beschlich ihn ein Gefühl, das ein Gemisch von Wuth über die Nichtachtung seines Befehles und von Mangellichkeit, wie die Geschichte wohl ablaufen werde, war.

„Ich danke Ihnen, Herr Major“, erwiderte der Oberst kühl als Antwort auf die abgestattete Meldung. „Ich beabsichtige indeß nicht, die Abtheilung zu besichtigen, ich möchte nur einige Minuten dem Exerzieren am Geschütz zusehen. Thuen Sie also, als wenn ich gar nicht da wäre. — Aber ich bitte um einen Mann, der mein Pferd hält.“

Der Major beeilte sich, einen Kanonier herbeizuwinken, kletterte selbst auch vom Pferde und ließ geschützweise exerzieren, um dem Herrn Oberst zu zeigen, daß die Leute gut durchgebildet waren.

Die Mannschaften des ersten Geschützes machten ihre Sache mustergiltig. Der Oberst war zu sehr Soldat, um sich darüber nicht zu freuen, er hätte aber auch gar zu gern dem ihm sympathischen Major eins versetzt. Daher ging er wortlos zum zweiten Geschütz. Auch dort klappte Alles auf's Beste. Deshalb wollte der Herrschgewaltige zum dritten Geschütz schreiten. Da stuzte er, blickte mit verständnißlosem Blick bald den Major, bald den Hauptmann der Batterie an und starrte dann wieder auf das Bild, das sich ihm beim ersten Geschütz bot.

Dort stand nämlich Kanonier Schmitz als Nummer fünf an der Proh. Schmitz hatte, weil er in der verfloffenen Nacht auf Thormache gewesen war, nicht genügend Zeit gefunden, um vor dem Ausmarsche so zu frühstücken, wie es seine Konstitution bedingte. Er war daher schnell in die Kantine gelaufen und hatte sich dort ein Stück „Artillerie-deichsel“ gekauft. Hierunter verstand man eine Sorte Wurst, deren Qualität gar Vieles zu wünschen übrig ließ, um so weniger die für ein Geringes zu erstehende Quantität. Das Ende, welches Schmitz mit sich schleppte, war denn auch, trotzdem er schon verschiedentlich daran herumgeknabbert hatte, doch noch so lang, daß es nur mit Mühe in einer Tasche des Waffenrocks hatte untergebracht werden können. Beim Exerzieren war das Ende der „Artillerie-deichsel“ nun etwas zum Vorschein gekommen, und das konnte den geübten Augen Rattels und seiner Kameraden nicht entgehen. Diese sprangen daher zum grenzenlosen Erstaunen des Obersten, der den Zusammenhang der Dinge nicht kannte, an der Rehrseite des Kanoniers um die Wette in die Höhe, krampfhaft bemüht, den Schatz zu erobern, den Schmitz nur schwach durch unterdrücktes Drohen und verstohlen ausgetheilte Fußtritte zu beschützen vermochte.

Endlich erholte sich der Oberst soweit von seinem Staunen, daß er wieder reden konnte.

„Was ist denn das?“ fragte er und zog die Augenbraunen so hoch, daß sie völlig unter dem Schirm seiner Mütze verschwanden.

„Herr Oberst,“ stammelte der Major, „ich weiß nicht, ich will . . .“ und sich selbst unterbrechend zu Schmitz gewandt: „Sagen Sie die Besten mit dem Faszinirmesser fort.“

Der Befehl kam zu spät, denn in diesem Augenblick erwischte einer der Köter die Wurst und rannte wie besessen davon, gefolgt von den anderen, die nicht gewillt waren, auf den ihnen zustehenden Theil der Beute zu verzichten.

Der Oberst sah Herrn von Sabulus mit einem eigenthümlichen Gesicht an und meinte bissig: „Herr Major, ich bin hierhin gekommen, um Ihre Batterien anzusehen, nicht aber, um einer Vorstellung in einem Hundetheater beizuwohnen.“

Dem Major wurde plötzlich die Halsbinde zu eng, er konnte aber nicht anders, als wortlos an seine Mütze greifen.

Das Exerzieren nahm seinen Fortgang. Auch das dritte Geschütz hatte seine Schuldigkeit gethan und man stand beim vierten, bei dem Teichmann als Nummer drei fungirte und in dieser Eigenschaft auch das Auswischen des Geschützes zu besorgen hatte. Teichmann war schon von Natur aus etwas langsam, der Umstand, daß er in der letzten Nacht nur einige Stunden geschlafen hatte, war nicht geeignet gewesen, ihn schneller zu machen. Er trat daher auf das Kommando „Geladen“ mit einer gewissen Bedächtigkeit an den Lafettenschwanz, um den Wischer aus der Hülse zu nehmen.

Das war ein „gesundenes Fressen“ für den Major. Da hatte er Jemanden, an dem er seine nachgerade nicht mehr zu bändigende Wuth auslassen konnte.

„Wollen Sie wohl etwas fixer an das Geschütz treten,“ herrschte er den schläfrigen Kanonier an. „Nochmal! — Eins, zwei!“

Teichmann schob die Beine etwas schneller aneinander vorbei, aber dem Major war damit nicht Genüge geschehen.

„Scheeren Sie sich fort!“ schrie er. „Ich werde es Ihnen schon zeigen. Seh'n Sie so: eins, zwei.“

Mit affenartiger Geschwindigkeit sprang der kleine Major an das Geschütz und Teichmann

suchte es ihm nachzumachen, sprang aber, als er den finsternen Blick des Herrn Oberst sah, in der Verwirrung mit dem rechten Bein an.

Der Major wollte aus der Haut plagen, ein Hagel von Kraftausdrücken entfuhr seinem Munde, angestaunt auf der einen Seite von dem Oberst, den anderen Offizieren und den Mannschaften, auf der anderen in würdigem Schweigen angehört von Rattel und seinem Gefolge. Da sie sich sämmtlich hinter dem Major hockten, hatte dieser ihr Wiedererscheinen noch nicht bemerkt, wohl aber der Oberst, der mit wachsendem Unwillen die Entwicklung der Angelegenheit beobachtete. Die hinter dem Oberst stehenden Offiziere und Mannschaften aber machten übermenschliche Anstrengungen, um nicht in ein tolles Gelächter auszubrechen.

„Nochmal!“ brüllte der Major. „Nochmal! Immer nochmal!“ und Teichmann sprang wie ein Hampelmann nach vorn und wieder zurück, ohne den Herrn von Sabulus zu befriedigen.

Da hielt es denn Rattel als alter Batteriehund für seine Pflicht, helfend einzugreifen, und als daher der Major wieder „nochmal!“ schrie, biß er Teichmann mit einem knurrenden Gebell in die Waden. Damit erreichte er nun zwar, daß der verschlafene Kanonier mit einer Schnelligkeit, wie sie noch nie an ihm beobachtet worden war, aufsprang; der Gebissene

sprang aber nicht dorthin, wohin ihn der Major haben wollte, sondern mit einem jähen Wehschrei zur Seite und zwar Herrn von Sabulus mitten auf die Hühneraugen. Der quittirte den Tritt, indem er noch lauter schrie, dabei unwillkürlich mit den Armen um sich schlug und dann dem gestrengen Herrn Oberst eins versetzte, daß demselben die Mütze vom Kopfe flog.

„Himmeltürkenmohrenelement!“ schrie nun auch der Oberst. „Ja, Herr, sind Sie denn des Teufels? Eine solche Schweinerei! Man ist ja bei Ihrer Abtheilung seines Lebens nicht sicher!“

Der Major erstarrte zur Salzsäule. — „Herr Oberst,“ stammelte er. „Ich . . . der Hund . . .“ Aber der Oberst hörte nicht mehr. Er ging, gefolgt von seinem Adjutanten, schnell zu seinem



Rattel und seine Kameraden waren bemüht, den Schatz zu erobern.

Pferde und War er kannte die

„Wo ist Lönen,“ Sie stehen der Stelle

Das war winkte dabe schleunigst i seits zu bes Keinen, ehe gar keine Lu Als er dah ihn gericht Bald zeigte nicht im waren, den stifter zu sat stiegen dabe Pferde, und es den Auf wenn der g tige Tag si zu einem erster Ordn den sollte. Augenblick

sich, daß au Korpsgeist h nen. Die Köter kniffen nicht aus, standen ihr führer nach bei, indem Pferden der mit vielem in die Bein

Jetzt dreh Bild, aus folgern wur folgte, und ein Gegenfak ihn die Batt nicht erleb schienen gel durcheinander beiden ande augen ab, b Ehrentiteln, der Hundesje sollte.

Da rief k zu verlassen gesehen hatt

„Herr Maj Der Maj Feindseligke und galopp merkten es

er, als er
ah, in der

lazen, ein
m Munde,
m Oberst,
haften, auf
gehört von
sich sämt-
dieser ihr
aber der
die Ent-
Die hinter
nnschaften
ngen, um
tolles Ge-
zubrechen.
al!" brüllte
r. "Noch-
mer noch-
Teichmann
e ein Ham-
nach vorn
er zurück,
Herrn von
zu befrie-

t es denn
als alter
nd für seine
send einzu-
d als daher
er wieder
"schrie, biß
mann mit
renden Ge-
ie Waden.
reichte er
daß der
e Kanonier
Schnellig-
ie noch nie
beobachtet
war, auf-
Gebiffene
der Major
hen Beh-
Sabulus
ittirte den
willkürlich
nn dem ge-
demselben

e nun auch
s Teufels?
bei Ihrer

— "Herr
Hund . . ."
Er ging,
zu seinem

Pferde und ritt davon. Nun aber der Major! War er schon vorher in Wuth gewesen, so kannte diese jetzt keine Grenzen mehr.

"Wo ist das Vieh?" kreischte er in den höchsten Tönen, "wo steckt das Vieh?" — Herr Hauptmann, Sie stehen mir dafür, daß das Mastvieh hier auf der Stelle todtgestochen wird."

Das war ein klarer Befehl. Der Hauptmann winkte daher einigen Unteroffizieren, die denn auch schleunigst ihre Säbel zogen, um Mattel in's Jenseits zu befördern. Indes die Nürnberger hängen Keinen, ehe sie ihn haben, und Mattel hatte noch gar keine Lust, seine irdische Laufbahn zu beschließen. Als er daher sah, daß die Feindseligkeiten gegen ihn gerichtet waren, konzentrierte er sich rückwärts. Bald zeigte es sich, daß die Verfolger zu Fuß nicht im Stande waren, den Unheilstifter zu fangen. Sie stiegen daher auf die Pferde, und jetzt hatte es den Anschein, als wenn der gegenwärtige Tag für Mattel zu einem kritischen erster Ordnung werden sollte. In diesem Augenblick zeigte es sich, daß auch Hunde Korpsgeist haben können. Die übrigen Köter kniffen nämlich nicht aus, sondern standen ihrem Anführer nach Kräften bei, indem sie den Pferden der Verfolger mit vielem Geschick in die Beine bissen.

Jetzt drehte sich das Bild, aus den Verfolgern wurden Verfolgte, und es begann ein Hexenabbath, wie ihn die Batterie noch nicht erlebt hatte. Alle Bande der Disciplin schienen gelöst zu sein, man fluchte, lachte, schimpfte durcheinander, man trat sich zum Gaudium der beiden anderen Batterien gegenseitig die Hüftaugen ab, belegte sich dafür mit allen vorzüglichen Ehrentiteln, und es schien fast, als ob sich aus der Hundejagd eine regelrechte Keilerei entwickeln sollte.

Da rief der Oberst, der, im Begriff die Haide zu verlassen, aus der Ferne dem Schauspiel zusehen hatte, mit Stentorstimme über die Haide: "Herr Major!"

Der Major befohl schleunigst die Einstellung der Feindseligkeiten, kletterte auf seinen alten Klappen und galoppierte zu seinem Vorgesetzten. Kaum bemerkten es Mattel und seine Freunde, da setzten

sie sich ebenfalls in Galopp und jagten kläffend hinter dem Major her. Kurz vor dem Standorte des Obersten holten sie ihren Widersacher ein. Da sie sich aber in den letzten Minuten darin hätten üben können, den Gältern in die Beine zu beißen, hielten sie es für ihre Pflicht, diese neue Fähigkeit nach Möglichkeit zu vervollkommen, und ehe sich der alte Klappe dessen versah, war er an den Hinterbeinen gepackt. Im nächsten Augenblick warf das erschreckte Streitross die gefährdeten Extremitäten hoch in die Luft und den Major in weitem Bogen zur Erde. Als er sich wieder aufgerafft hatte, sah ihn der Oberst mit einem eisigen Blick an und sagte: "Herr Major, Sie werden alt. Ich möchte den heutigen Vorfall nicht gern höheren Orts melden. Ich werde es aber müssen, wenn Sie

nicht selbst
Sie versichern mich ja
. . . . "M Morgen."

So, jetzt war das Unglück da. Der Major hätte weinen mögen vor Wuth. Und dabei waren ihm auch bei dem Sturze seine Unausprechlichen geplagt. Ingrimig ritt er zur Batterie zurück.

"Herr Hauptmann," diktierte er, "der Unteroffizier Pexleps erhält fünf Tage strengen Arrest, weil er sich als nachlässig in der Ausführung eines ihm gegebenen Befehles erwiesen hat. — Herr Leutnant von Tiefenborn," wandte er sich an diesen, "Sie erhalten hiermit aus demselben Grunde vierzehn Tage Stubenarrest. Im Uebrigen

haben Sie sich heute Nachmittag fünf Uhr bei mir zu melden. Ich würde glauben, mir etwas zu vergeben, wenn ich mich hier über den Vorfall noch weiter auslassen wollte."

Damit ritt der Major nach Hause.

In der Familie des Konsuls hatte man den Luch eingenommen und Fräulein Hedwig begab sich auf ihr Zimmer, um das Packerl Minna's zu überwachen. Minna kauerte auf dem Fußboden und war gerade beschäftigt, die Schnallen an einem dicken Koffer zuzuziehen.

"Haben Sie auch nichts vergessen?" fragte ihre junge Herrin.

Als Antwort erfolgte ein unverständliches Schluchzen, weshalb Hedwig ihre Frage wiederholte.



„Himmeltürkenmohrenelement!“ schrie nun auch der Oberst.

Jetzt erfolgte überhaupt keine Antwort.

„Fehlt Ihnen was, Minna?“ fragte das junge Mädchen sofort.

„Huhuhu!“ brach Minna los, ließ die Riemen des Koffers fahren und fuhr mit der Schürze an die Augen. „Ich bin so unglücklich! Huhuhu . . .“

„Aber was haben Sie denn?“ fragte Hedwig bestürzt.

„Huhuhu“, heulte Minna, „August!“

„Mein Gott, doch nicht todt?“

„Nein, aber Kasten!“ Fünf Tage strengen Arrest! Huhuhu . . .“

„Nicht möglich“, rief Hedwig bestürzt. „Er ist doch, wie Sie mir gestern Abend sagten, so ein braver, tüchtiger Mensch. Was hat er denn gemacht?“

„Nichts“, jammerte Minna und wischte sich mit der Schürze im Gesicht herum. „Und jetzt muß August im Herbst abgehen, und er hat doch seinen Civilversorgungsschein noch nicht. Was will er denn jetzt machen? Er ist doch vom Lande und ein Handwerk hat er nicht gelernt. Jetzt können wir nicht heirathen. Huhuhu . . . Und Herr Leutnant von Tiefenborn, der hat's auch gekriegt. Vierzehn Tage Stubenarrest! Er soll auch noch zum Herrn Major kommen. Ich weiß nicht, ob sie ihm da noch degradiren. Dörlamm sagt, der Leutnant hat sich so auf die Kriegsakademie gefreut, das ist jetzt auch vorbei! Und Alles, weil ein Schubbejack — Minna ballte drohend ihre kleinen Fäuste — den Kattel losgelassen und der auf der Haide Unfug getrieben hat. Ich . . . Wasser, Wasser!“ kreischte Minna plötzlich, denn ihre junge Herrin sank mit einem leisen Aufschrei zu Boden.

Nach einiger Zeit schlug sie die Augen wieder auf und blickte verwirrt um sich.

„O, Gott, was ist Ihnen doch, gnädiges Fräulein“, fragte Minna ängstlich, die über den Vorfall ihr eigenes Leid vergessen hatte. „Soll ich zum Arzt schicken?“

„Nein, nein“, wehrte Hedwig ab. „Es geht schon wieder. Aber erzähle mir, was sich da ereignet hat.“ Minna wußte auch nicht gar zu viel. Sie berichtete aber, was ihr Pöpleps in Haft mitgetheilt hatte.

„Es ist gut, Minna“, sagte Fräulein Hedwig. „Sehen Sie zu, daß Sie mit dem Packen fertig werden. Ich will mich etwas niederlegen.“

Der Major hatte an diesem Mittag, trotzdem sein Leibgericht auf dem Tisch stand, nichts angerührt. Er hatte Kopfschmerzen vorgeschützt, — seiner Frau vermochte er das Vorgefallene noch nicht zu erzählen — und sich dann zurückgezogen.

Was kam nun? Sein Entlassungsgesuch mußte er einreichen. Was aber dann? Wenn er ein reicher Mann gewesen wäre, hätte er sich daraus wenig gemacht. Denn er war weniger aus Liebe zum Kriegshandwerk Soldat geworden, als weil es einmal in seiner Familie für selbstverständlich galt, des Königs Noth zu tragen. Die Sabulusse hatten alle gedient. Was fing er aber mit seiner kleinen Pension an? Er und seine Frau kamen damit aus. Was aber wurde aus Anna? Der

Punkt machte ihm am meisten Kopfzerbrechen. Er hatte seine Tochter von Herzen lieb und war daher tief bekümmert um ihre Zukunft. Wäre das Mädchen doch erst mal versorgt. Der Major dachte über eine etwaige „Mesalliance“, die er gestern Abend noch als etwas, das geeignet sei, seine Vorfahren in ihrer Grabesruhe zu stören, weit von sich gewiesen haben würde, nicht mehr so streng. Aber was nützte das? Der Professor hatte sich inzwischen anderweitig verheirathet und ein anderer Bewerber um Annas Herz war noch nicht aufgetreten. Der Major sann und sann, aber Gescheidtes fiel ihm nicht ein.

Sein Bursche brachte ihm eine Karte.

„Polander“, murmelte der Major, „was mag denn der wollen?“

„N Tag, Herr Major“, rief Herr Polander schon von der Thür her. „Wie geht's? Wie ist Ihnen das gestern Abend bekommen? Noch 'n Bißchen Jammer, was? Ich seh's schon an. Ja, die schweren Weine. Ich kann sie auch nicht mehr so extragen, wie früher. Wir werden alt, Herr Major, wir werden alt. Das junge Volk . . .“

„Was verschafft mir die Ehre Ihres Besuches?“ unterbrach der Major den Redseligen unwirsch.

„Ja so, Herr Major“, entgegnete Herr Polander vergnügt und ließ sich in einen Sessel fallen, daß es frachte. „Sie haben Recht, Herr Major, wat nu mein Jung is, der wollte partut zu die Kanonen. Ich versteh' nich viel davon; hab' zwar auch welche . . .“

„Für Ihre Schiffe, die nach Ostasien gehen“, fiel der Major ein.

„Wie?“ machte Herr Polander, „dat wissen Se . . .?“

„Ja“, knurrte der Major, „und ich weiß auch, daß Sie in China mal überfallen worden sind.“

„Sehen Se“, lachte Herr Polander vergnügt, „dann hab ich Ihnen dat gewiß gestern Abend erzählt?“

„Zawohl“, schnarrte der Major. „Aber Sie wollten mir den Zweck Ihres Besuches mittheilen.“

„Richtig“, entgegnete Herr Polander und ließ die Daumen kreisen. „Ja, sehen Se, ich wollt' Ihnen sagen, dat mein Sohn, Sie kennen ihm ja, der Heinrich, mein Einziger, wollt, zu Ihnen Schwiegervater zu sagen.“

„Was?“ rief Herr von Sabulus und fuhr verblüfft von seinem Stuhle auf.

„Hahaha“, lachte Herr Polander, daß es dröhnte. „Da wundern Se sich. Ich hab' mich auch gewundert, ich hatt' schon eine Parthie für ihn ausgesucht, ein nettes Mädchen, Tochter von einem Geschäftsfreund in London. Aber sehen Se, Herr Major, soll ich nu mein Jung, was doch nu mein Einziger is, zwingen? Ich glaub' übrigens, er hätt' sich nicht zwingen lassen, hat nämlich ganz mein Kopf . . .“

„Ja, aber“ fiel der Major ein, der sich um so mehr darüber im Unklaren war, wie er sich zu dem urplötzlich vor ihm auftauchenden Heirathsprojekte verhalten sollte, als er nicht wußte, was die zunächst Betheiligte dazu sagen würde, „da müßte denn doch zunächst mal meine Tochter gefragt

werden, n
meine Fra

„Hahaha“
bei uns. I
tochter we
Ihnen
bringen,
Aber gera
nichts, da
längst. I
Major. I
Woche zu
wird's Zei
is denn lo
Nein, sagt
von sein
Die Mutte
einverstant
adels-stolz
machen. I
jähriger i
Tochter an
immer bei
seine, die
mittelt.
wer hätt'
sag' zu M
sie mal en
sagt mein
reisen Me
Heinrich,
Tochter an
dem Abels
ich nich.

gut zu sei
anhalten,
daher selb
Major, so
ist Alles i
Jung eine
um hat, d
Geschäft,
tausend T
immer noc
hab's in d
mit die
egal, denn

„Herr
Nedenden,
einem hall
über ihn z
Dienst ste
guten Ein
denn in G
jetzt komm
nu Ihre
Der Ma
vom Herze
den des al
verlassen,
Der M

Der Ma
vom Herze
den des al
verlassen,
Der M

Der Ma
vom Herze
den des al
verlassen,
Der M

Der Ma
vom Herze
den des al
verlassen,
Der M

Der Ma
vom Herze
den des al
verlassen,
Der M

Der Ma
vom Herze
den des al
verlassen,
Der M

Der Ma
vom Herze
den des al
verlassen,
Der M

Der Ma
vom Herze
den des al
verlassen,
Der M

werden, was sie zu dem Antrag sagt. Und auch meine Frau müßte darum wissen . . .“

„Hahaha,“ gröhlte Herr Polander, „ganz wie bei uns. Die kleine Anna, wat nu meine Schwiegertochter werden will, die weiß ja schon, dat ich bei Ihnen bin, um das Geschäft in's Reine zu bringen; und Ihre Frau Gemahlin ebenfalls. Aber gerade wie bei uns. Ich wußte auch noch nichts, da kannte meine Frau die Geschichte schon längst. Ich werde Ihnen det mal verklären, Herr Major. Sehen Se, da kommt meine Frau vorige Woche zu mir und sagt: Polander, sagt sie, nu wird's Zeit, nu mußt Du dem Jung helfen. Wat is denn los? sage ich. Hat er wieder kein Geld? Nein, sagt meine Frau. Er hat sich in die Tochter von sein Major verliebt und will sie heirathen. Die Mutter von dat jung Mädchen ist auch damit einverstanden, aber, wat der Alte ist, der soll riesig adels-stolz sein und möglicherweise Sperraugen machen. Auch will Heinrich jetzt, wo er noch Einjähriger ist, nich zu sein Major gehen und um die Tochter anhalten. Da hatte sich det Paar denn immer bei Meyer getroffen und Hedwig, Meyern seine, die hat Brieschens und Blumensträuße vermittelt. Sieh' mal an, sag' ich zu meine Frau, wer hält' dat von meine Tochter gedacht. Ich sag' zu Meyern seine nämlich immer Tochter, weil sie mal en Jahr lang bei uns gewesen ist. Oh, sagt meine Frau, kommt Alles vor. Aber jetzt reisen Meyers in's Bad und da quält mir denn Heinrich, dat Du zu sein Major gehst und um die Tochter anhältst. Ja, sag ich zu meine Frau, mit dem Adelsstolz, dat is mich zu dumm, dat glaub ich nich. Aber dat Heinrich als Einjähriger nich gut zu sein Major gehen kann und um die Tochter anhalten, dat seh' ich ein. Ich will die Sache daher selbst in's Reine bringen. Sehen Se, Herr Major, so bin ich gekommen, und ich denke, jetzt ist Alles in Ordnung. Denn ernähren kann mein Jung eine Frau. Wenn er nämlich sein Jahr um hat, dann tritt er als Theilhaber bei mir in's Geschäft, und da hat er denn wohl so 'n hunderttausend Thaler jährlich zu verzehren. Ich rechne immer noch nach Thalern, Herr Major, denn ich hab's in der Schule so gelernt und kann mich jetzt mit die Marken nich befreunden. Et is ja auch egal, denn sehen Se mal, Herr Major . . .“

„Herr Polander,“ unterbrach der Major den Redenden, „ich kenne Ihren Sohn seit mehr als einem halben Jahre. Es ist mir nie eine Klage über ihn zu Ohren gekommen, er hat auch seinen Dienst stets gewissenhaft gethan, überhaupt einen guten Eindruck auf mich gemacht. Da will ich ihm denn in Gottes Namen meine Tochter geben. Und jetzt kommen Sie zu meiner Frau und Anna, wat nu Ihre Schwiegertochter werden will.“

Der Major lachte vergnügt; ihm war ein Stein vom Herzen gefallen. Er schob seinen Arm in den des alten Polander und wollte eben das Zimmer verlassen, da erschien hastig Fräulein Hedwig.

Der Major machte große Augen.

„Wo kommst Du denn her, liebes Kind?“ fragte er erstaunt. „Ich denke, Ihr sitzt schon bald im Zuge?“

„Wir reisen erst heute Abend,“ entgegnete Hedwig und setzte mit einem zögernden Blick auf den Freund ihres Vaters hinzu: „Haben Sie wohl einen Augenblick für mich übrig?“

„Lassen Sie sich nicht stören,“ rief Herr Polander, „ich finde den Weg zu Ihrer Frau Gemahlin schon allein.“

Der Major blickte das junge Mädchen, das abwechselnd weiß und roth im Gesicht wurde, bestürzt an.

„Was ist denn passiert, Herzchen?“ fragte er, indem er die Aufgeregte zu einem Stuhle führte.

„Herr Major,“ begann Hedwig zu stocken, „ich komme mit einer großen Bitte. Werden Sie sie mir auch erfüllen?“

„Mädchen,“ entgegnete Herr von Sabulus vergnügt, „wann habe ich Dir schon etwas abgeschlagen. Und in diesem Augenblick könnte ich es schon gar nicht.“

„Ja, aber es ist etwas Dienstiliches,“ stotterte Hedwig.

„Dienstiliches?“ fragte der Major erstaunt. „Was hast Du denn mit unserem Diensti zu thun?“

Hedwig ließ dem alten Hausfreunde keine Zeit, über diesen Punkt länger nachzudenken, sie lehnte den Kopf an seine Schultern und flüsterte unter Thränen: „Lieber, liebster Herr Major, Sie müssen Herrn von Liesenborn die Strafe schenken. Ich bin Schuld daran, daß der Hund auf der Haide erschienen ist, und wenn nun Herrn von Liesenborn durch meine Schuld die Karriere vernichtet würde, dann wäre ich namenlos unglücklich.“

„Du?“ fragte der Major und zog das Wort so lang, daß man die Elle daran legen konnte. Interessirt Du Dich denn so für den Herrn Leutnant?“

Statt zu antworten, drückte sich Hedwig noch näher an den alten Freund. Diesem ging allmählig ein Talglicht auf.

„Jetzt sag' mir aber mal, wie kommst Du denn zu dem Räter?“

„Meine Base unterhält ein Verhältniß zu einem Ihrer Unteroffiziere, Namens Pepleps . . .“

„Ach, der Himmelhund!“ warf Herr von Sabulus ein.

„Oh, bitte,“ beschwor Hedwig mit hochgehobenen Händen den Zorn des Majors, „der ist auch unschuldig. Das Mädchen geht mit uns in's Bad. Gestern Abend wollten sich die beiden jungen Leute vor der Abreise Lebewohl sagen. Daraus ist durch meine Schuld nichts geworden. Die Minna war darüber, wie ich von ihr erfuhr, sehr unglücklich. Da ich nun das brave Mädchen gern habe, wollte ich ihr eine Freude machen und trat heute Morgen auf dem Wege zu einem Abschiedsbesuch, da ich an der Kaserne vorüberkam, an die Thorwache heran, um dem Pepleps zu sagen, er dürfe heute Mittag für ein Weilchen seine Braut besuchen. Pepleps war aber, wie mir ein Blick durch das Fenster zeigte, nicht anwesend, wohl aber sah ich den Mattel auf einem Stuhle vor dem Fenster

chen. Er war daher Bäre das Major, die er ignet sei, u hören, icht mehr Professor athet und war noch nd fann,

was mag

Polander

Wie ist

Noch 'n

an. Ja,

nich nicht

erden alt,

Volk . . .“

Besuches?“

unwirsch.

Polander

allen, daß

Major, wat

Kanonnen.

welche . . .“

u gehen,“

at wissen

weiß auch,

den sind,“

ügt, „dann

erzählt?“

Aber Sie

rittheiten.“

und ließ

ich wollt'

en ihm ja,

zu Ihnen

fuhr ver-

es dröhnte.

auch ge-

r ihn aus-

won einem

Se, Herr

u mein Ein-

er hätt' sich

n Kopf . . .“

sich um so

sich zu dem

ithsprojekte

was die zu-

„da müßte

er gefragt

hocken. Das arme Thier winselte, weil es am Tische festgebunden war. Da mir nun Herr von Liesenborn gestern Abend gesagt hatte, er freue sich immer, wenn er das Thierchen auf der Haide um sich habe . . .“

„Das hat er gesagt?“ unterbrach der Major die Erzählende und zog die Augenbraunen bedenklich hoch.

„Ja, und Sie auch,“ fuhr Hedwig fort.

„Wer? Ich?“ stotterte der Major.

„Gewiß, Herr von Liesenborn sagte es mir gestern Abend ausdrücklich. Sie kennen doch das kleine Thierchen?“

„Und ob!“ entgegnete der Major grimmig. „Hör' mal, liebes Kind, da hat sich der Herr Leutnant einen Ulk mit Dir erlaubt, für den ich ihm eigentlich sofort noch vierzehn Tage diktiren müßte.“

„Ach, bitte, nein, Herr Major,“ schluchzte Hedwig und fiel dem alten Herrn wieder um den Hals.

„Ich bin ohnehin schon so unglücklich.“

Der Major war viel zu vergnügt über die Wendung, die sein eigenes Geschick genommen hatte, als daß er im Ernst hätte böse sein können. Er fuhr daher dem jungen Mädchen besänftigend über den Kopf und sagte schmunzelnd: „Unglücklich? Worüber denn? Daß Du den Windhund gern hast. Nimm ihn in Gottes Namen, ich denke, es wird noch ein ganz passabler Ehemann aus ihm.“

„Aber er will mich doch nicht,“ stotterte Hedwig schluchzend.

„Oho,“ entgegnete der Major. „Weißt Du denn das bestimmt!“

„Ich glaube wohl. Gestern Abend dachte ich freilich einmal, das Gegentheil sei wahr. Nachher aber lief er immer so grimmig herum, und wenn er jetzt noch erfährt, wer die Schuld an dem heutigen Vorfall trägt . . .“

Der Major hörte nicht mehr auf die Worte der Betrübten. Er blickte stier auf die Thüre, in deren Rahmen der Leutnant von Liesenborn stand. Auch Hedwig erblickte ihn und sank im nächsten Augenblick schreckensbleich auf einen Stuhl.

„Wie kommen Sie denn hier hereingeschnitten?“ rief der Major in einer Stimmung, über die er sich im ersten Augenblick keine Rechenschaft geben konnte. Sollte er sich freuen, daß der Leutnant gerade jetzt erschien oder sich über den Mangel an Wohlerzogenheit ärgern, den ein Offizier seiner Abtheilung dadurch an den Tag legte, daß er unangemeldet bei ihm eindrang.

„Herr Major haben mich auf fünf Uhr hierhin befohlen,“ entgegnete der Leutnant unverfroren, „und da ich im Vorzimmer Niemanden fand, der mich anmelden konnte, bin ich ohne Weiteres eingetreten.“

„Und haben etwas gelauscht,“ schmetterte laut der Major.

„Das nicht,“ entgegnete Leutnant von Liesenborn, „aber“, fuhr er fort, „gehört habe ich dennoch etwas.“ Dabei zog ein glückseliges Lachen über sein Gesicht, vor dem der Born des Majors nicht Stand halten konnte.

„Na, Kinder,“ sagte er, „ich bin nicht Euer Vater. Aber nehmt Euch in Gottes Namen. Meyer wird wohl nichts dagegen haben.“

„Aber ich will doch mal sehen, was meine Frau macht,“ fuhr er fort und verschwand.

Als er nach einiger Zeit, begleitet von Frau und Tochter, dem alten und dem jungen Polander, wieder erschien — der letztere war schleunigst herbeigeholt worden — traf er außer den eben Verlobten Minna an, die, auf der Suche nach ihrer Herrin, diese glücklich gefunden hatte.

„Sieh' an, da ist das Kammerlätzchen,“ sagte der Major belustigt.

„Ja, Herr Major,“ fiel Hedwig ein, „wie ist es aber mit den verhängten Strafen?“

„Da machen wir einen Strich durch,“ rief der Major, „ich will meine militärische Laufbahn nicht mit Bestrafungen abschließen.“

Der Leutnant bedankte sich für die Güte und Minna that dasselbe, konnte sich aber mit Rücksicht darauf, daß ihre Herrin und deren Freundin schon bald heirathen würden, während solches bei ihr erst nach Jahren möglich war, wenn Pepleps seinen Civilversorgungsschein erhalten hatte, nicht enthalten, etwas zu seufzen, und den Grund dieser Betrübnis auf Befragen anzugeben.

„Wie wäre es denn, Minna,“ meinte daraufhin der Leutnant, nachdem ihm Hedwig erröthend einige Worte in's Ohr geflüstert hatte, „wenn Pepleps nach unserer Verheirathung bei uns Kutscher würde? Dann brauchen sie nicht noch Jahre lang zu warten.“

Minna sagte mit Freuden ja; daß ihr August nicht nein sagen würde, davon war sie überzeugt.

Als der Herbst in's Land rückte, wurden in dem geräumigen Hause des Konsuls drei Hochzeiten an einem Tage gefeiert; der Leutnant führte Hedwig, Polander Anna und Pepleps die kleine Minna an den Altar. Eine Hauptfigur bei der Feier war Kattel, der definitiv in den Besitz des Leutnants übergegangen war.

Kattels Stimmung war indeß anfänglich keine besonders rosige, denn Pepleps hatte ihn trotz seines energischen Sträubens gründlich gewaschen. Nachdem er aber am anderen Morgen mit vielem Erfolg thätig gewesen war, die Bemühungen Pepleps' wieder zu nichts zu machen, und vollends, als es ihm gelungen war, eine Gänseleberpastete auszuführen, die er auf dem Klapphute des alten Polander verzehrte, gewann er allgemach den alten Humor wieder und brachte es wirklich noch fertig, als der Major mit der im Laufe der Jahre sehr in die Breite gegangenen Gemahlin des alten Polander die Polonaise anführte, dem Paare zwischen den Beinen durchzukriechen und die Weiden zu Falle zu bringen, was einen Krach gab, der den Kronleuchter zum Erzittern brachte.

Jetzt balgt er sich schon seit einigen Jahren mit den Sprößlingen Hedwigs und Minnas, die auf dem besten Wege sind, gerade so schmutzig zu werden, wie er, herum, und sein Ehrgeiz besteht darin, auch die jungen Polanders, die hin und wieder bei „Leutnants“ auf Besuch sind, soweit zu bringen, daß sie sich ebenfalls mit ihm um die Wette im Rinnstein herumtreiben.

Nach vi
wiede

schildt! G
lich zu gä